

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 23
Rubrik: Brief aus Indien

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

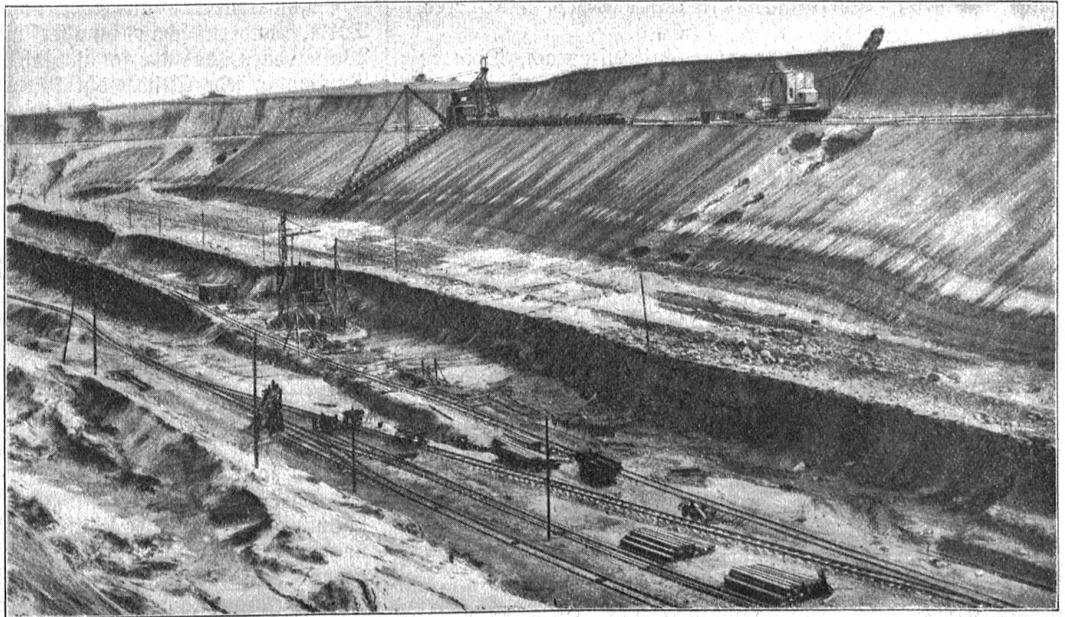
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lich an der Ostseeküste aus dem Meere aufgefischt oder aus dem Boden grabt. Es wird außer im Samland, der ostpreussischen Landschaft zwischen der Danziger Bucht und dem Kurischen Haff, an zahlreichen Orten der Ostseeküste gewonnen und kommt auch in Dänemark und an der Küste des Nördlichen Eismeres in Sibirien, auf Kamtschaka, in Portugal, Spanien, Frankreich und in Sizilien vor. Am ertragreichsten aber ist die Ausbeute in Palminiden unweit Königsberg, wo der Bernstein bergwerkmäßig und vor Tag abgebaut wird, wie unsere Abbildung zeigt. Hier findet sich das kostbare gelbe Harz in einer Erdschicht, der sogenannten „blauen Erde“, unter einem 30—40 Meter starken Deckgebirge in erheblichen Mengen. So reichhaltig ist diese Blauerde, daß heute noch in Palminiden alljährlich bei 5000 Zentner Bernstein gefördert werden. Dies ist weitaus die größte Menge des auf der Erde erzeugten Bernsteins.



Gesamtansicht der Tagebau-Anlage der Staatlichen Bernsteinwerke in Palminiden (Ostseeküste).

Das Bernsteinwerk in Palminiden ist ein staatlicher Musterbetrieb und mit den neuesten Fördermitteln, die die deutsche Ingenieurkunst erfunden hat, ausgerüstet. Von der bernsteinführenden Schicht wird die sie bedeckende Erd- und Sandschicht durch riesige Kettenbagger abgetragen und in Zügen mit Lokomotiven abgeführt. Hernach wird die Blauerde ausgehoben, in Rollwagen auf sanftansteigenden Schienenwegen an die Plateauoberfläche geführt und dort in Fabriken ausgewaschen und nach Bernstein untersucht. Der so gewonnene Rohbernstein, der von verschiedener Farbe (milchweiß bis honigbraun), Art und Qualität ist, wird dann in die Fabriken verfrachtet, die das Material zu Schmucksachen und Gebrauchsgegenständen aller Art verarbeiten. Allgemein bekannt ist die Verwendung von Bernstein für Broschen und Halsketten, aber auch für Mundstücke zu Tabakspfeifen und Zigarrenhaltern. Zentren der Bernsteinindustrie sind Königsberg, Danzig, Nürnberg und Wien. —

Noch ein Wort über die Entstehung des Bernsteins. Im Samland muß in der Kreidezeit ein mächtiger Wald von Bernsteinfichten (*Pinus succinifera* Conw) gestanden haben. Man weiß das von den Einschlüssen her, die sich im Bernstein finden: Holzsplinter, Nadeln von Koniferen, wie Tannen, Fichten und Lebensbäumen (*Thuja*). Andere Einschlüsse lassen erkennen, daß im Bernsteinwald auch Eichen, Lorbeergewächse, Palmen, Ericaceen, Farn, Moose und Flechten wuchsen; ja man kennt auch die Fauna der Kreidezeit: im Bernstein eingeschlossen wurden durch Jahrmillionen hindurch Fliegen, Mücken, Käfer, Insekten von 230 Arten, aber auch eine Eidechse, Federn von Vögeln und Haare von Pelztieren der Gegenwart erhalten. Das Harz, das aus den Bäumen troff und zu Boden fiel, umschloß diese Tiere und Dinge, und kam dann in den jüngern erdgeschichtlichen Epochen des Diluviums und Alluviums unter die Erde oder auf den Meeresgrund zu liegen. Menschenhand oder Wellenschlag legt das gelbe Edelharz bloß und bringt es ans Tageslicht. Früher fischte man nämlich den in Algen eingeschlossen, vom Meeresgrund losgelösten Bernstein in

Schleppnetzen auf. Diese Gewinnungsart tritt heute ganz zugunsten der bergmässigen Ausbeute zurück.

Brief aus Indien.

In indischen Landen, im April 1926.

Liebe Berner Woche!

Diesmal gibt es mehr als eine Nachtreise, es gibt einen Tag und eine Nacht. Zuerst von Jaipur — das hastest Du doch auf der Karte gefunden? — zurück nach Delhi und von dort nordwestlich bis nach Amritsar. Du findest den Namen vielleicht klein neben der Bezirkshauptstadt des Punjab, Lahore.

Warum? Ich weiß, was Du sagen willst. Warum lassen wir das bedeutende Lahore, das einmal auf der Karte den größeren „Rundumel“ hat und dem der Bäderer sieben ganze Seiten und eine eigene Karte widmet, beiseite und nehmen Amritsar mit nur zwei Seiten Sehenswürdigkeiten und keiner Karte?

Warum? — Frage den St. Galler Stidereifabrikanten, warum er seine Vertreter nach Amritsar schickt, wo es nur ein einziges Hotel 4. Klasse gibt.

Frage den indischen Politiker, warum Amritsar in allen seinen Klagen und Schriften zu vorderst, zu oberst und immer wieder auftaucht.

Und frage den strammen Sikh, den härtigen, den Du aus allen indischen Typen als den flöttesten, schneidigsten, schönsten, immer sofort heraus kennst, warum der Name Amritsar seine Augen aufleuchtet und ihn gleich warm werden läßt.

Der St. Galler Stidereimann wird Dir sagen, daß Amritsar einer der größten Handelsplätze der Textilbranche ist.

Der feurige Kämpfer für indische Unabhängigkeit wird Dir eine lange bittere Geschichte erzählen, von erhitzten Aufstandstagen, von (nach ihm!) harmlosen Volksversammlungen, die mit Kugel und Bajonett auseinander getrieben wurden, also daß noch heute das Blut von Hunderten ungerächt zum Himmel schreit.

Dem stämmigen Sikh aber ist Amritsar was dem gläubigen Katholiken Rom. Einer seiner fünf Wallfahrtsorte, wo in goldenem Tempel verschlossen die heiligen Lehren

seiner „Gurus“ (Reformatoren) aufbewahrt und verehrt werden.

Und weil nun Dein ganzes Interesse wach, Dein nationales, Dein internationales und Dein rein menschliches,



Amritsar. — Der Eingang zum goldenen Tempel.

ziehst auch Du nach Amritsar und nicht nach Lahore mit den sieben Seiten Sehenswürdigkeiten.

Das Hotel ist ein Greuel. Aber da Du ja weißt, daß Dir keine andere Wahl bleibt, schließt Du die Augen und versuchst Dir vorzustellen, das Cotelette habe in einer blühlauberen Schweizer Metzgerei gehangen und nicht in einer schwarzdredigen Bude, in der der Metzger das Fleisch mit den Zehen schneidet und Tausende von Fliegen vor Dir ihren Imbiß dran gehabt.

Es ist heiß und ein merkwürdiger Dunst liegt über dem Bazaar. Der Dunst, der sich zusammensetzt aus Staub und Abfall und Schweiß und Anstrengung, wenn Mensch und Tier auf ein Minimum von Raum zusammengepfercht werden, und die Gassen so eng und die Mauern so hoch sind, daß kein frischer Luftzug hineindringen und wegfeigen kann, was faul und stinkig ist.

Niemals hast Du solch enge Straßen gesehen und doch solch lebhaften Verkehr. Zwei Wagen haben nur selten nebeneinander Platz und es kann Dir allepott passieren, daß Du mit Deinem Behälter elendiglich stecken bleibst, weil vor Dir erst ein ganzes Fuder Holz oder Ziegel abgeladen werden muß. Das kann eine halbe Stunde gehen, aber auch eine Stunde, oder mehr, und es kann sein, daß Du, das ungeduldige Menschenkind aus dem Westen, halt gezwungen bist, vorläufig zu Fuß weiter zu wandern.

Das ist nun gerade wie ich Dich gewollt, mitten unter den Händlern und in den Läden voller Tuchwaren, voll Seide, voll Goldband und voller Teppiche. Und gleich die erste Kiste, über die Du stolperst, trägt „Made in Switzerland“ groß schabloniert und heimelt Dich so an, daß Du droh das Schimpfen über Dein schmerzendes Schienbein ganz vergißest.

Langsam schlenderst Du so durch die Gassen. Siehst die Goldschmiede vor ihren kunstlosen Öfen kauern und geduldig Stein um Stein in goldene Schmuckstücke fügen. Guckst in eine Teppichfabrik, wo kleine Buben, während ihre Hände fieberhaft mit Wolle und Schere hantieren, ebenso fieberhaft, Papageien gleich, das Muster wiederholen, das ihnen der Vorarbeiter mit heiserer Stimme vorschreit. Kommst an merkwürdigen Menschen vorbei, verkrüppelten, gebückten Zwergen, die da, gelb an Gesicht und Kleidern, schwere Säcke schultern — Safran. Und an anderen, deren Ladung in braunen quarzartigen Steinen besteht — Salz.

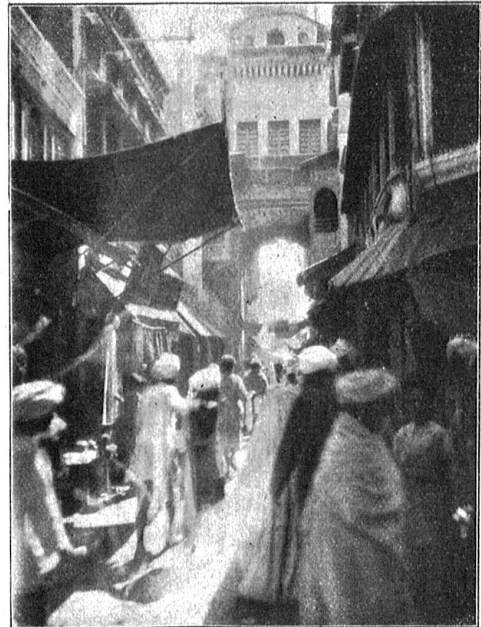
Und landest schließlich auf einem großen Platz mit einem ebenso greulichen Ankersteinbaukasten-Zeitglodenturm, wie den, der die Chandi Chouk in Delhi verhandelt.

Nun kritisier' mir aber nicht den Ankersteinbaukasten-Turm, sondern schau hinüber auf das mächtige vieredige Wasserbeden, das da so plötzlich auftaucht, mit marmornem Rundgang, jede Seite wohl 100 oder noch mehr Meter lang. Mitten drin ein einfaches Gebäude, zu dem vom Ufer eine marmorne Brücke hinüberführt, ein zierliches goldenes Kupeldach glänzt in der Sonne — der berühmte goldene Tempel, in dem des Sichts heilige Bücher aufbewahrt werden. Und so lange aufbewahrt und nie gelesen wurden, daß schließlich auch der gelehrteste der Sijhpriester sie nicht mehr lesen konnte. Bis dann ein englischer Gelehrter kam, ein Grübler und ein Eisenkopf und sich sieben lange Jahre durchgrübelte durch den Wirrwarr von alten Wendungen und Dialektprüchen, bevor er dem Sijh sagen konnte, was in seinen Büchern steht.

Wobei dann allerdings fatalerweise herausgekommen ist, daß der Sijh seine Frau nicht in Burdah, d. h. hinter Schleier und Riegel halten und auch keinen Alkohol zu sich nehmen soll.

„Die erste Unterlassungssünde wäre nun nicht so schlimm“ (so sagt der Sijh). „Wann hätte je ein Mann ungestupft Frauenrechte anerkannt?“ (so sagt das am goldenen Tempel philosophierende Bernermeischi). Aber die zweite! Man kann ihm doch nicht zumuten, nachdem er Jahrhunderte lang im guten Glauben an die Rechtmäßigkeit seines Tuns getrunken, daß er nun plötzlich die Flasche lassen solle! Und ich weiß, jeder biedere Schweizerbürger verpflichtet seinem östlichen Bruder hier ohne weiteres bei: Man kann ihm wirklich das nicht zumuten!

Es ist vielleicht gut, daß in diesem Moment der Tongawalla (Kutscher) mit seinem endlich frei gewordenen Gefährt daherkommt und jeder weitem Betrachtung, die sich zwischen der Bernerin, ihrem fernen Schweizerbruder und dem Sijhmano ansprechen könnte, den Faden abschneidet. Augenscheinlich hat der hochgemute Rosselenker während des Wartens grad noch etwas für den Durst genommen (alldieweil er die Gebote seiner Väter erst seit kurzem kennt!), denn es heißt acht geben, daß man nicht aus dem Wagen fällt, dessen mageres Köhlein gleich gemerkt hat, daß seines Meisters Hand nicht mehr so fest und sicher.



Amritsar. — Eine der Hauptstraßen.

Es geht dem Bahnhof zu. Aber vorher rennen wir fast noch die Königin Viktoria um, die in Amritsar in einem gar lustigen Denkmäl verewigt ist und aussieht wie ein altes Spittelweiblein in seiner Nachthaube.

Irgendwo hier herum soll es gewesen sein, daß der englische General Dyer anno 1919, nachdem die Eingebornen einen Europäer grundlos auf grausame Weise gemordet, den Befehl gab, es sei eine gewisse Strecke Weges von jedem daherkommenden Indier kriechend zurückzulegen, was vielleicht nicht so schlimm ist wie es sich anhört. Dem Indier ist das auf allen Vieren gehen als Zeichen von Reu und Leid geläufig und öfters trifft man hier draußen auf Menschen, die in Erfüllung irgend eines Reugelübdes mit ihrer ganzen Länge den Boden messen, die Füße immer wieder dort ansetzend, wo vorher der Kopf gelegen. Immerhin...

Doch wer in dem grauen Streit um Recht und Ordnung damals Recht gehabt, das wollen wir lieber gar nicht unteruchen. Sich hier draußen in Politik mischen, ist schlimmer, als in Bern zwischen die Konservativen und Sozialdemokraten hineingeraten. Dort kracht es wohl manchmal, hier aber explodiert es auch!

Deine Bernerin auf Reisen.

Aus der politischen Woche.

Beginnen wir diesmal unseren Rundgang im Osten. Fast wie Goethes Sonntags Spaziergänger in „Faust“ sehen wir in aller Gemütsruhe zu — nicht wie die Völker hinten in der Türkei aufeinander schlagen, aber wie sich ein Krieg vorbereitet. Die Türkei mobilisiert in aller Stille und stellt seine Truppen an der Westgrenze des Landes gegen das Meer und in Trazien in Bereitschaft; das ist eine Tatsache, die sich nicht mehr verschweigen läßt. Wie ist sie zu verstehen?

In Genua feierte Mussolini den Krieg als soziale Erscheinung. Nicht, daß Italien den Krieg absolut wolle und wünsche, wenn ihm gegeben werde was es zum Leben nötig habe: neues Land zur Kolonisation, zur Unterbringung seines Bevölkerungsüberschusses. Erneut betonte er: Italiens Zukunft liegt auf dem Meere! Und in Pisa sagte er, von der Menge frenetisch bejubelt: „Wir gehen Zeiten der Macht und des Ruhmes entgegen. Ihr werdet bereit sein, wenn es nötig ist, weil die große Aera beginnt.“ Wenn man auch dem italienischen Volkscharakter Rechnung trägt, der große Worte liebt und schnell sich für Ideen begeistert, ohne daß er sie absolut verwirklichen will, so muß man doch zugeben, daß solche systematische Bearbeitung der Volksseele ihre Wirkung haben muß. Man kann nicht alltäglich in Regierungsreden und Zeitungsartikeln die kriegerische Stimmung eines Volkes entfachen und schüren, darf ihm nicht alle 14 Tage das glänzende Schauspiel einer Flottenparade und einer hunderttausendköpfigen rasend begeisterten Menge bieten, ohne daß dieses Volk eines Tages die kriegerischen Taten verlangt, die man ihm als der einzige Weg zum Ruhm und zum Glück vorgespiegelt hat.

Schon in seiner Altjahrsrede hat der Duce „das Wunderbare, Gewaltige und Große“ angekündigt, das im neuen Jahre geschehen werde. Dann kam im Februar die provozierende Kriegsrede gegen Deutschland und Oesterreich wegen der Brennergrenze. Es war ein Einschüchterungsvorstoß, der seine Wirkung getan hat: Genf wird Mussolini nicht in den Arm fallen. Gleich nachher kam der Zusammenbruch der Locarnopolitik in der denkwürdigen Märzsession des Völkerbundesrates. Mussolini durfte unbehelligt — das Attentat der verrückten Isländerin zählt nicht — nach Tripolis hinüberfahren und der Welt in unnüßverständlicher Rede und Geste Italiens Ansprüche auf neue Kolonien ankündigen. Die Pfingstfahrt nach Genua ist eine Wiederholung dieser Geste. Sie ist an Frankreichs Adresse gerichtet und wird dort auch verstanden. Die Zukunft wird zeigen wie.

Während aber Mussolini, das Gesicht gegen Norden, Süden und Westen gewandt, nur redete, ließ er in seinem Rücken, im östlichen Mittelmeer, arbeiten. Im Dodekanes



Das Mosul-Gebiet.

auf Rhodos wurde in aller Stille eine mächtige Flottenbasis geschaffen und die Insel zur Seefestung ausgebaut. Die Türken glauben, diese Rüstungen seien gegen sie gerichtet, und sie haben mit diesem Glauben kaum Unrecht.

Und doch wird es auch hier kaum zum Kriege kommen. Mussolinis Rechnung war die, daß England und die Türkei wegen Mosul zusammengreifen werden. In Rapallo bot der Duce dem englischen Außenminister Italiens Waffenbruderschaft an. Chamberlain hat hier mit einem verbindlich freundlichen Lächeln die gebotene Hand angenommen. Aber an einen Krieg mit der Türkei, um Mussolini — und in dessen Kielwasser wäre Pangalos gefolgt — zu einer Eroberung der kleinasiatischen Küste und zu den kriegerischen Vorbeeren zu verhelfen, die ihm sein Volk schon zum voraus honoriert hat, daran dachte Chamberlain nicht. Er schickte vielmehr den klugen Sir Lindsay nach Angora, um mit Kemal Pascha zu unterhandeln. Und heute ist der Mosulvertrag zwischen England und der Türkei perfekt. Mussolini sieht wieder einmal seine Felle den Fluß hinabschwimmen. Er dürfte sich vermutlich dahin entscheiden, die Landung in Anatolien auf bessere Zeiten zu verschieben. Denn der griechische Bundesgenosse hat die neuen Kriegsschiffe erst auf den Werften und ist innerpolitisch noch wenig konsolidiert. Zudem ist die Türkei nicht untätig gewesen. Wenn der Orientmitarbeiter der „Nat. Ztg.“ richtig informiert ist, so hat sie bereits ihre Vorbereitungen zur Aufstellung der Abwehrtruppen (120,000 gegen den Dodekanes und 50,000 an der Enos-Midia-Linie) getroffen. Das Mosulabkommen hat die Situation im Osten mit einem Schlage geändert. Die Türkei wird keinen Zweifrontenkrieg mehr zu bestehen haben. Für Italien fällt auch der Kriegsanzug weg.

Mussolini hat ungewollt Englands Politik gemacht. Die italienisch-griechische Drohung hat Angora nachgiebig gestimmt. Das erkennt man aus den Bestimmungen des Mosul-Abkommens, das vor der Unterzeichnung steht. Die Türkei begnügt sich mit geringfügigem Landgewinn; die